

Petra Weber, Carlo Schmid 1896–1979. Eine Biographie, C. H. Beck Verlag, München 1996, 968 S., geb., 98 DM.

Pünktlich zum 100. Geburtstag von Carlo Schmid, den die SPD in zahlreichen Veranstaltungen ehrte, legte Petra Weber eine monumentale Biographie des häufig auch als »Fabelwesen« in der deutschen Politik bezeichneten Sozialdemokraten vor. Die über 900 Seiten umfassende Arbeit der Potsdamer Historikerin beruht auf einer außerordentlich breiten Quellenbasis, allerdings ohne den Rückgriff auf Zeitzeugengespräche. Was ist heute noch im öffentlichen Bewußtsein vom Leben des Politikers, Völkerrechtlers, Professors und Literaten, der in der SPD der Nachkriegszeit eine herausragende Rolle spielte, aber nie an die Partei- oder Staatsspitze vorrückte?

Aufgrund der französischen Herkunft – Schmid wurde am 3. Dezember 1896 in Perpignan, der Heimat seiner Mutter geboren, wuchs aber in Württemberg auf – liegt die Frage nahe, inwieweit Carlo Schmid frankophil war. Weber verdeutlicht, daß zwar zeit seines Lebens eine besonders enge Bindung an Frankreich bestand, er sich selbst aber als deutschen Patriot definierte und nicht von Loyalitätskonflikten geplagt wurde. Schmid bezog Stellung für sein »Vaterland«, z. B. mit der freiwilligen Meldung zum Kriegsdienst 1914 ebenso wie mit seinem Einsatz für die Bildung eines Provisoriums »Bundesrepublik«. Gleichzeitig war er, den neben der Bildungs- vor allem die Außenpolitik faszinierte, schon sehr früh ein entschiedener Verfechter der Aussöhnung mit Polen und mit Israel. In der Zwischenkriegszeit als Privatdozent in Tübingen fühlte sich Carlo Schmid dem Kreis um Stefan George verbunden, dessen Ideen ihn prägten; später näherte er sich Ernst Jünger. Die NS-Bewegung nahm der politisch interessierte, aber nicht politisch aktive Richter und Staatsrechtler zwar wahr, unterschätzte sie aber wie viele seiner Zeitgenossen in ihrem Ausmaß. Die Tatsache, daß er selbst »ein Suchender« war, dem ein »Neues Reich« vorschwebte, dürfte »Hellsicht und Verblendung« zumindest zum Teil erklären. Leider geht die Autorin nicht weiter auf den Begriff »plebiszitäre Führerdemokratie« ein, mit dem Schmid das nationalsozialistische Herrschaftssystem kennzeichnete. Seine Interpretationen Dantes und Machiavellis zeugen von Distanz zum NS-Regime; ein Widerstandskämpfer war er aber kaum. Die Darstellung der Zeit als Kriegsgerichtsrat in Lille illustriert die schwierige Lage, die diese Aufgabe mit sich brachte. Einerseits berichtet Weber anhand von zahlreichen Beispielen über das Engagement Schmidts für die französische Bevölkerung; andererseits relativiert sie seine Leistungen durch den Hinweis, die Taten seien lediglich als Notlösungen zu verstehen. Sofort nach dem Zweiten Weltkrieg begann Schmid, inzwischen nach Tübingen zurückgekehrt, mit der Aufbauarbeit. Zu diesem Zeitpunkt entschied er sich bewußt für die aktive Politik, an der er in den kommenden Jahren immer wieder litt, von der er aber auch nicht lassen konnte. In seiner politischen Nachkriegskarriere lagen Ehrgeiz, Anpassung und eigene Überzeugungen, die er zuweilen auf unbedachte Weise vorbrachte, nicht selten im Konflikt miteinander. Seine Vorstellungen von einer menschlichen Politik und einer Politik des Ausgleichs sind noch heute attraktiv, wurden aber rasch mit der Realität konfrontiert, in der taktisches Vorgehen und Konkurrenzkämpfe zur Tagesordnung gehörten. Schmid dagegen waren die Welt der Parteifunktionäre, die Sitzungen der Parteigremien (bei denen er zunehmend durch Abwesenheit glänzte) genauso wie Wahlkämpfe ein Greuel, auch wenn er ihre Rollen in der Demokratie respektierte. Die Auseinandersetzungen mit Kurt Schumacher, mit dessen Einfluß, Bekanntheits- und Wirkungsgrad er nicht konkurrieren konnte, endeten zumeist mit der Anpassung Schmidts. Innerhalb der SPD kämpfte er schon früh für eine Parteireform und für den Wandel zur Volkspartei. Deshalb war das Godesberger Programm, an dessen Ausarbeitung er jedoch nicht mitwirkte, ganz in seinem Sinne, während er den Forderungen der Jungsozialisten während der Studentenbewegung äußerst skeptisch gegenüberstand, weil er darin die Abkehr von eben dieser Grundlage erblickte.

Schmids Nachkriegskarriere als Landeschef in Württemberg-Hohenzollern war zunächst von ständigen Auseinandersetzungen mit der französischen Besatzungsmacht geprägt. Diese schien vor allem auf Ausbeutung und Drangsalierung der Deutschen aus zu sein, wobei die Forschung der vergangenen Jahre hier aber zu einer differenzierten Betrachtung gelangt ist, die den Ambivalenzen dieser Politik Rechnung trägt. Anschaulich schlägt Weber den Bogen von Schmids Ausbildung als Jurist und seiner Arbeit am Berliner Institut für Völkerrechtskunde während der Weimarer Republik, wo ihn eine enge Freundschaft mit Erich Kaufmann und Hermann Heller verband, zu seiner Arbeit am Grundgesetz. Aufbauend auf sein Wissen über die juristischen Probleme des Versailler Vertrages avancierte Schmid zu einem führenden Staatsrechtler. Er trat nachdrücklich für ein Besatzungsstatut ein und setzte 1947 die Einführung des konstruktiven Mißtrauensvotums und des Grundrechtekatalogs als ersten Teil der Verfassung für Württemberg-Hohenzollern durch. Ob Carlo Schmid als »der Vater des Grundgesetzes« zu bezeichnen ist, wie es eine Kapitelüberschrift nahelegt und wie verstreute Hinweise im Text betonen, mag dahingestellt bleiben. Schmids unbestrittene Leistungen müssen nicht durch Superlative und Formulierungen wie »Im Anfang war Carlo Schmid« (bezogen auf die direkte Nachkriegszeit in Tübingen und Südwürttemberg) herausgestrichen werden. Eine etwas kritischere Distanz der Autorin zu ihrem »Helden« wäre bisweilen nicht abträglich gewesen.

Wie schon erwähnt, war die Bildungspolitik ein zentrales Anliegen Carlo Schmids. Weber hebt mehrfach seine pädagogischen Fähigkeiten und Ansprüche hervor, die schon in der Weimarer Republik stark ausgeprägt waren. Schmid selbst habe sich als politischer Pädagoge verstanden, auf die humanistische Bildung junger Menschen gesetzt und immer gehofft, über die Erziehung zur Demokratie auch diese sichern zu können. Im Laufe der Jahre mußte er aber erfahren, daß sein Bildungsideal mit den Vorstellungen der Jugendlichen und später der sozialdemokratischen Bildungspolitik nicht viel zu tun hatte. Seine Forderungen nach einem strengen Abitur und der Heranbildung einer Elite in Anlehnung an das französische System stießen auf breite Ablehnung.

Webers Ausführungen bringen dem Leser eine große Persönlichkeit der Nachkriegsgeschichte in gut verständlicher Sprache, wenn auch streckenweise in epischer Breite, nahe. Der politische und gesellschaftliche Kontext sind stets im Hintergrund präsent und veranschaulichen auch Funktionsmechanismen in der Politik. Man lernt einen Menschen kennen, der durch sein Bemühen um den Artikel 23 des Grundgesetzes den Weg zur deutschen Einheit erleichterte und dessen Forderung nach einer gemeinsamen europäischen Außenpolitik inzwischen einen wichtigen Bestandteil deutscher Politik darstellt. Zugleich eckte er, der schwerlich mit Leuten zurecht kam, deren Lebenseinstellung nicht der seinen entsprach, immer wieder beim politischen Establishment an. Abschließend hätte man sich eine Zusammenfassung der zahlreichen Hinweise gewünscht, die erklären können, warum Carlo Schmidt 1977, zwei Jahre vor seinem Tod, verbittert feststellte: »Vize war ich in den verschiedensten Positionen fast mein ganzes Leben lang« (S. 761).

*Susanne Krämer, Mannheim*

Walter Tormin, Die Geschichte der SPD in Hamburg 1945 bis 1950, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1995, 392 S., brosch., 48 DM.

Walter Tormin, ehemaliger Senatsdirektor und 1966–1976 für die SPD Mitglied der Hamburger Bürgerschaft, spannt den Bogen seiner Darstellung von den ersten tastenden Regungen des Parteilebens unmittelbar nach der Kapitulation der Stadt Anfang Mai 1945 bis zur Bildung des zweiten Senats unter Max Brauer Anfang März 1950.